

dioxyd, ferner die des Cyclohexanon-Oxims und des ϵ -Caprolaktams. Die übersichtliche, mit allen modernen Hilfsmitteln ausgestattete Anlage ist in einem Gebäude untergebracht und kann in allen ihren Funktionen zentral gesteuert und kontrolliert werden. Die dritte Erzeugungsstätte bildet die Eindampfung der aus der Laktamfabrikation anfallenden Ammoniumsulfatlauge zu festem Ammoniumsulfatsalz, das ein begehrtes Düngmittel darstellt.

Zur Herstellung des Hydroxylaminsulfates in der zweiten Gruppe dient als Ausgangsstoff Ammoniakgas, das mit Luft gemischt in einem Verbrennungsofen über einem Platinnetz verbrannt wird, wobei eine Ammoniumnitritlösung entsteht. Diese ergibt dann mit Schwefeldioxydgas das gewünschte Hydroxylaminsulfat. Das Ammoniumkarbonat gewinnt man aus Wasser, das Ammoniak und Kohlensäure in gelöster Form enthält und beim Harnstoffbetrieb anfällt. Ein Teil dieses Wassers dient als Neutralisationsmittel für die übrigen Erzeugungsstufen des Laktams.

Fortsetzung folgt

gerichtet war, so dass seine Existenz auch durch ihre vorübergehenden Verdunkelungen nicht erschüttert wurde. Wenn man jedesmal die Fundamente des Staates umbauen wollte, wenn einem geistreichen Intellektuellen eine neue Idee einfällt —!

*

«Haben wir den Ausstellungsrummel, der durch den einmaligen Erfolg von 1939 ausgelöst worden ist, nicht satt? Es ist eine Sache der Routine geworden, und wir sind im Begriff, Meister der geschmackvollen Schaustellerei zu werden; nur mit der Realität werden wir nicht fertig.»

So ist es. Die Landesausstellung 1939 ist allerdings nicht daran schuld, die Sache liegt tiefer. Unsere ganze heutige Architektur schiebt von Anfang an nach Publizität, man baut überall primär für die Zeitschriften, für die Modernitäts-Reklame, für Modernitäts-Preise, Avantgarde-Kongresse, Ausstellungen «So baut —». Und die Ausstellungen sind längst Selbstzweck geworden, Manifestationen der Ausstellungskunst; das Gezeigte ist lediglich Rohmaterial für die gerissene Aufmachung. Dass uns dieser hektische Ausstellungs- und Publikationsbetrieb längst zum Halse heraushängt, dies gesagt zu haben ist ein Verdienst unserer Broschüre. So ist es.

Ob aber nicht Landesausstellungen ausgerechnet zu den wenigen sinnvollen Veranstaltungen gehören? Man könnte sich grössere Abstände als 25 Jahre denken — 30, 35 Jahre; aber in jedem «Menschenleben» einmal einen Querschnitt ziehen, Rechenschaft abzulegen über Vergangenheit und Gegenwart — das scheint mir nicht sinnlos zu sein; und Selbstbestätigung braucht nicht Selbstbewährung zu sein.

*

Noch bis ins vorige Jahrhundert war der Architekt ein handwerklicher Mann mit dem Maßstab in der hinteren Hosentasche. Diesen Maßstab hat er heute nicht mehr. Seit den Zeiten des Jugendstils sind die Architekten Propheten und Menschheitsreformer geworden, ohne dass die Menschheit dieses Prophetentum so recht escomptieren wollte — es ist doch zuviel Wirtschaftliches damit verbunden. Selbst Avantgarde-Architekten leben ungern von Heuschrecken und wildem Honig, wie die alten Propheten. Es ist nicht schwer, sich unerreichbare Ziele zu setzen, und dann die Wirklichkeit als kleinlich und spießig zu verdammten; letzten Endes ist es aber doch das Jetzt und Hier, ist es die jeweils vorliegende, einmalige Situation mit allen ihren Komplikationen, aus der sich die Aufgabe stellt, und nicht eine abstrakte «Idee». Und es ist wahrscheinlich der grössere Idealismus, diese Realität in ihrer ganzen Unscheinbarkeit zu akzeptieren und daraus nicht etwas Fulminantes, aber das Bestmögliche zu machen. Wer darin nur «müde Saniererei» sehen kann, degradiert die Würde dieser Aufgaben — ohne sie anders lösen zu können.

Die Enge unserer Verhältnisse — der europäischen Verhältnisse — ist ein Faktum, mit dem wir uns abzufinden haben wie mit dem Mangel an Bodenschätzen, und wie dort die extensive Schwerindustrie eben durch eine intensive Präzisionsindustrie ersetzt werden muss, werden wir unsere räumlich beengten Probleme ernstzunehmen haben.

Als Domenico Fontana aus Melide als päpstlicher Hofarchitekt den grossen Obelisken auf dem Petersplatz aufgestellt hatte, liess er stolz auf den Sockel schreiben «ex pago Mele»; er schämte sich seiner armen Heimat nicht, obschon sie ihm keine Aufträge geben konnte, und es wäre ihm nie eingefallen, seinen Mitbürgern zuzumuten, nun auch in Melide oder Lugano ägyptische Obelisken aufzustellen.

Zeitgenossen, die dermassen von Modernität kochen, dass der Deckel den Dampf nicht zu verhalten mag, werden heute eben nach Brasilien und den andern Wunderländern der unbegrenzten Möglichkeiten auswandern müssen, wie früher die Tessiner — das ist kein Grund zur Dramatisierung und Selbstbemitleidung, denn die Angehörigen aller andern Länder haben genau so ihre Sorgen. Es ist nicht tragisch, dass einer, der durchaus Löwen schiessen will, eben nach Afrika fahren muss. Und wem Brasilien für sein Genie immer noch nicht gross genug sein sollte, dem eröffnen sich mit der bevorstehenden Weltraumschiffahrt ganz neue Perspektiven — mitten im aperspektivischen Zeitalter.

Nochmals zu «achtung: die Schweiz»

DK 711.2

Anmerkungen von Peter Meyer

Mit Erlaubnis des Verfassers drucken wir einige Abschnitte aus einem grösseren Aufsatz im Märzheft 1955 der «Neuen Schweizer Rundschau» ab. Red.

Frühere Auseuerungen zum gleichen Thema siehe SBZ 1955, S. 49, 108, 121.

Eine Stadt auf einen Wurf zu planen, ohne Bindung an einschränkende Gesetze — der Traum jedes Architekten. Aber eben ein Traum, der selbst dann ohne Folge, ohne Vorbildlichkeit bliebe, wenn er realisiert werden könnte; denn das Hauptproblem liegt ja gerade für jede Stadt darin, das Bestmögliche aus den jetzt und hier vorliegenden realen Verhältnissen zu machen. Aus den einmaligen Verhältnissen der Topographie, der Geschichte, des wirklichen Staates und seiner Wirtschafts-, Gesellschafts- und Rechtsordnung. *Hic Rhodus, hic salta.*

Das gleiche gilt für die Verkehrsprobleme: eine neue Stadt für 15 000 Einwohner, mit im voraus geplantem Strassennetz, das wäre überhaupt kein Problem; und das glatte Funktionieren des Verkehrs wäre für die anderen Ortschaften beseitenswert, aber kein Vorbild — denn die Pointe ist ja eben, dass sich überall sonst der Verkehr in der vorhandenen Bebauung und im vorhandenen Strassennetz zu rechtfinden muss; hier gilt es zu verbessern, nicht in «müder Saniererei», wie die Verfasser meinen, sondern in liebevoller Detailarbeit.

*

«Dabei ist die Schweiz nichts anderes als eine Idee, die einmal realisiert worden ist. Man ist nicht realistisch, indem man keine Idee hat.»

—? Wirklich, ist die Schweiz nach Programm gegründet worden? Kuriose Zumutung, dass sich ein Staat andauernd bemühen müsse, seine Existenz durch eine «Idee» zu rechtfertigen. Vor wem zu rechtfertigen? Vor dem nächstbesten Intellektuellen, der zu wenig Einsicht in die historischen Kräfte hat, um die Existenz des Staates in ihrer geschichtlichen Tatsächlichkeit zu verstehen? Oder vor den Nachbarstaaten — als ob uns diese ihre Existenzberechtigungsausweise jemals in einer anderen Form präsentiert hätten als in Gestalt ihres Vorhandenseins? Oder vor uns selbst? Als ob da nicht schon die simple Tatsache seiner Existenz genügte und das elementare Gefühl «wir sind wir und die andern sind eben die andern». Gibt es etwas Subalterneres, Kleinbürgerliches als dieses ängstliche schlechte Gewissen: «Entschuldigen Sie, dass ich geboren bin» und «habe ich meine Sache auch wirklich recht gemacht»? Wenn irgendwo, so ist hier, im Geschichtlichen, die «Idee» der Ueberbau, das Abgeleitete, die nachträgliche Interpretation einer nicht in Frage zu ziehenden Tatsächlichkeit, und nicht ihre Grundlage. Wenn sich dann so gute Ideen wie die der Freiheit und Menschlichkeit so fest in das Staatsbewusstsein einbauen lassen, wie es im Fall der Schweiz möglich war — um so besser. Aber diese Ideen sind ja nicht gerade immer so rein gehalten worden, wie wir uns gerne einreden, und trotzdem hat der Staat seine Krisen überstanden, weil er eben nicht auf diese Ideen gegründet, sondern in seinen besten Momenten nach ihnen aus-